

Omdurman Wadi Halfa Assuan Kairo
Alexandria Bengasi Ben Dschawad
Adschedabiya Bishr Al-Arquub Ras Lanuf

Zain-Alabidin Al-Khatir

Ums Überleben kämpfen

Meine Flucht aus dem Sudan und Libyen
nach Deutschland

Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++ Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++

Sirte Wadi 7
Wadi Alrabie Espiia Zuwara
Sizilien Mailand München Sonthofen
Osnabrück Bramsche Braunschweig
Hildesheim Eime Gronau

arete
Verlag

Zain-Alabidin Al-Khatir

Ums Überleben kämpfen

Meine Flucht aus dem Sudan und
Libyen nach Deutschland

Übersetzt von Tom Heyne

Arete Verlag Hildesheim

Gefördert durch



Mit Unterstützung durch Flüchtlingsrat Niedersachsen e.V.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2019 Arete Verlag Christian Becker, Hildesheim
www.arete-verlag.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Dies gilt auch und insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verfilmungen und die Einspeicherung sowie Datenvorhaltung in elektronischen und digitalen Systemen.

Übersetzung: Tom Heyne, Leipzig

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Composizione Katrin Rampp,
Kempten

Druck und Verarbeitung: Medienhaus Plump, Rheinbreitbach

ISBN 978-3-96423-020-1

Danksagung

Ich widme dieses Buch meinen lieben Eltern, meinen Geschwistern, meinen Verwandten, Freunden und Freundinnen, Bekannten, allen meinen Lehrern und Lehrerinnen, meinem Trainer, meinem Chef und allen anderen, die mich beim Schreiben dieses Buches unterstützt und mich dazu ermutigt haben, das Vorhaben in die Tat umzusetzen. Ich widme dieses Buch außerdem all jenen, die aus ihrer Heimat auswandern oder flüchten mussten und sich nach wie vor in der Hand von Schleusern befinden. Ich widme es den Menschen, die das Meer von uns gerissen hat, als sie versuchten, ihr nacktes Leben zu retten. Und nicht zuletzt widme ich es denjenigen, die Tag und Nacht im Einsatz sind, um im Mittelmeer in Seenot geratene Menschen vor dem Ertrinken zu retten.

Mein ganz besonderer Dank gilt der lieben Freundin, die mir ihren Computer zur Verfügung gestellt hat und damit dieses Buch möglich gemacht hat.

Aber an allererster Stelle danke ich Allah dafür, dass er mich auf meinem Weg begleitet und beschützt hat, so dass ich meine Erlebnisse in diesem Buch niederschreiben konnte.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	7
2. Der Weg nach Ägypten	9
3. Der Weg nach Libyen	15
4. Bengasi: Tage des Grauens	34
5. Von Bengasi nach Ben Dschawad	47
6. Ben Dschawad	50
7. Die Schlacht um den Golf von Sidra	54
8. Von Ben Dschawad nach Adschtabiya	58
9. Unvergessliche Tage in Bishr	61
10. Al-Arqub: Ein neues Leben	64
11. Der Entschluss	72
12. Von Bishr nach Tripolis	73
13. Abschied von Bishr	75
14. Ras Lanuf	77
15. Sirte	79
16. Wadi Zamzam	82
17. Bani Walid	86
18. Tarhuna	90
19. Zliten	92
20. Wadi Alrabie	94
21. Espiia	96
22. Zuwara	98
23. Italien	110
24. München	113
25. Osnabrück und Bramsche	115
26. Braunschweig	118
27. Hildesheim	120
28. Der Ablehnungsbescheid	130

1. Einleitung

Wer wie ich den Entschluss fasst, aus politischen Gründen aus dem Sudan zu fliehen und sich nach Libyen durchzuschlagen, muss sich der Konsequenzen dieses Schrittes bewusst sein und dann auch bereit sein, diese zu tragen. Und jedem, der sich innerhalb Libyens auf den Weg nach Tripolis oder in irgendeine andere Stadt machen will, muss klar sein, dass ihm eine schwere Zeit voller Leid und großer Herausforderungen bevorsteht!

Wer sich in die Hände von Schleusern begibt, ist ihnen absolut ausgeliefert und nur Allah kann ihn noch schützen. Wer sich Schleusern anvertraut, muss akzeptieren, dass ihn Gefangenschaft, Folter, Erniedrigung, Hunger, Durst und Versklavung erwarten können. Frauen droht darüber hinaus die Vergewaltigung. Auch die verschiedenen Milizen stellen eine große Gefahr dar. Sie nehmen Menschen willkürlich gefangen, inhaftieren oder töten sie.

Dies umreißt das Martyrium, welches Migranten und Ausländer immer wieder in Libyen durchleben müssen. Auf meinem Weg durch das Land, der mich bis nach Tripolis führte, habe ich viele negative Erfahrungen gemacht. Dieses Buch vermittelt einen Eindruck von den Strapazen und Qualen, mit denen ich auf meiner Flucht konfrontiert war. Es erzählt von den Erlebnissen, die ich als Gefangener der Schleuser machte. Es ist auch ein Zeugnis über den unwürdigen Umgang mit uns als Ausländern sowie vom Leid und den Schwierigkeiten, die uns auf unserem Weg durch Libyen widerfuhren. Es schildert die psychische und physische Gewalt – Erniedrigungen, Prügel und Raub –, die uns die Schleuser antaten, deren Menschenverachtung besonders die Frauen traf. Nicht zuletzt vermittele ich in den folgenden Kapiteln auch einen Einblick in die Schleu-

serrouten nach und von Libyen, den Weg über das Mittelmeer und die Methoden der Schleuser.

Anlass des Buches:

Während ich in der libyschen Stadt Bengasi wohnte, verschlechterte sich die Lage der dort lebenden Migranten und Geflüchteten zusehends. Ständig hörten wir Geschichten darüber, dass wieder jemand beraubt, verprügelt, verhaftet, entführt oder getötet wurde. Andere gingen zur Arbeit und kamen nie wieder zurück. Es geschahen schreckliche Dinge, die mich auch persönlich betrafen. Daher entschied ich mich, ein Buch vor allem über meine Erlebnisse in Libyen zu schreiben. Es heißt „Ums Überleben kämpfen“, denn jeder Mensch will leben und kämpft um sein Überleben.

Alles, was ich und all die anderen taten, die ihre Heimatländer aus verschiedensten Gründen über das Mittelmeer und andere Routen verließen, taten wir, um zu überleben – wie alle anderen auch, die ihre Häuser und ihre Heimat hinter sich ließen, um vor Kriegen und Konflikten in Gebiete zu flüchten, die ihnen Schutz gewähren. Wir alle kämpfen um unser Leben.

Bereits in Libyen begann ich, meine Geschichte auf einem kleinen Notizblock niederzuschreiben. Allerdings vernichtete ich die Aufzeichnungen, noch während ich im Land war, weil ich das Gefühl hatte, dass diese mein Leben gefährden könnten. Aber die Erinnerungen blieben so stark, dass ich sie auch auf der anderen Seite des Mittelmeeres nicht vergaß und sie wieder aufschreiben musste.

22. Zuwara

Die Stadt Zuwara liegt im äußersten Westen Libyens. Durch die instabile Sicherheitslage des Landes und aufgrund der relativen Nähe zu Italien hat sich der Hafen der Stadt zu einem Knotenpunkt für die Schleusung von Migranten nach Europa entwickelt.

Nachdem uns der Schleuser aus Zuwara am letzten Checkpoint von Tripolis übernommen hatte, fuhr er uns in die Stadt und machte einen Schlenker zum Hafen. Dort brachte er uns schließlich zu einem verlassenem Gebäude. Nur Sudanesen und syrische Familien würden in den Genuss kommen, hier Unterschlupf zu finden, sagte uns der Schleuser. Was er eigentlich meinte, war jedoch, dass wir lediglich dort unterkamen, weil er abwarten musste, bis er genug Menschen zusammenhatte, die er auf einen Schlag nach Europa schleusen konnte.

Bevor er uns in dem verlassenem Gebäude zurückließ, wies er uns noch auf den kleinen Gemischtwarenladen in der Nähe hin, in dem wir alles Notwendige kaufen könnten. Falls jemand fragen würde, wer wir seien, sollten wir erklären, dass wir zu dem Besitzer des größten landwirtschaftlichen Betriebes in Zuwara gehörten.

Nicht weit entfernt gäbe es auch eine Möglichkeit, Trinkwasser zu holen. Dort würde niemand auf uns achten. Nachdem er gegangen war, schauten wir uns im Haus ein wenig um. Es gab vier Zimmer, die bis unter die Decke mit Frauen-, Männer- und Kinderbekleidung vollgestopft waren. Offenbar hatte das Haus schon für tausende Menschen als Zwischenstation auf dem Weg nach Europa gedient. Allah allein weiß, ob sie es geschafft haben oder ertrunken sind.

Zu unserer Überraschung fanden wir auch Ausweise von ägyptischen Seeleuten, die auf dem großen Schleuserschiff

gearbeitet hatten, das ich zuvor während meiner Zeit in Bishr im Fernsehen gesehen hatte. Die 700 Menschen an Bord konnten allesamt gerettet werden, als es während der Überfahrt aufgegriffen wurde. Offenbar hatten die ägyptischen Besatzungsmitglieder des Schiffes in diesem Haus übernachtet.

Am ersten Tag waren wir noch zu fünft im Haus untergebracht. Tags darauf wuchs die Gruppe dann auf zwölf Personen an, alle aus dem Sudan. Insgesamt verbrachten wir fünf Tage in diesem Haus, vom 26. bis zum 30. Juli 2015.

Die Schleuser hatten die Fahrt für den 31. Juli angesetzt. Um acht Uhr abends fuhren sie mit einem großen Kühlaster für Fischtransporte vor. Auf der Ladefläche befanden sich bereits ungefähr zehn Frauen aus Syrien mit ihren kleinen Kindern und 20 junge Männer aus Marokko. Dazu kamen schließlich noch wir zwölf.

Wir saßen alle zusammen im Kühlraum des Lasters, dessen einzige Tür von außen abgeschlossen wurde. Luft zum Atmen kam nur durch einen kleinen Ventilator an der Wand. Die Kinder im Wagen waren nicht älter als acht Monate. Alle hatten unvorstellbare Angst. Wir standen dicht an dicht gedrängt, ich fühlte mich wie in einem Grab. Die Kinder schrien herzzerreißend, weil ihnen das Atmen in dem Gedränge schwerfiel. Schon nach kurzer Zeit konnten ihre Mütter vor lauter Erschöpfung kaum noch stehen.

Nach ungefähr einer halben Stunde Fahrt erreichten wir den Treffpunkt am Meer. Bei unserer Ankunft saßen dort schon rund 500 Personen in einem großen Lagerraum auf dem Sand. Daneben waren zwei Räume voller Frauen und Kinder. Ich weiß nicht, wie viele es genau waren, aber es hätte sicher niemand mehr hineingepasst. Überrascht über die vielen Menschen setzten wir uns zu den anderen und blickten uns erstaunt an. Manche weinten, andere lachten

hysterisch. Während einige beteten und Allah um Hilfe oder Vergebung baten, waren andere mucksmäuschenstill. Manche schienen in Gedanken versunken, teilnahmslos schweiften ihre Blicke in die Ferne. Wieder anderen sah man an, dass sie es bereuten, gekommen zu sein. Es war offensichtlich: Alle waren verzweifelt und hatten Angst.

Mich belastete vor allem, was mit den Frauen passierte, die mit uns im Lkw gekommen waren. Unter ihnen waren junge Frauen, die die Schleuser von ihren Familien trennten, nachdem sie uns aus dem Laderaum geholt hatten. Dann brachten sie sie in einen anderen, nicht weit von uns entfernten Raum, wo sie brutal vergewaltigt wurden. Die Frauen weinten heftig und schrien verzweifelt um Hilfe, aber keiner von uns reagierte auf ihre Schreie. Keiner von uns war im Stande zu helfen. Ich fragte meinen Nebenmann, ob er die Schreie auch höre. Er hörte sie, sagte aber, dass wir nichts ausrichten könnten. Auch wenn es unendlich schmerzlich war, er hatte leider Recht. Wir konnten absolut nichts tun!

In jener Nacht verhielt ich mich feige. Es waren mehr als 700 Männer dort in jener Nacht und keiner von uns traute sich, den Frauen zu helfen, die vor unseren Augen vergewaltigt wurden. Wir waren schwach, hilflos und gedemütigt. Menschen ohne Mut, nicht Manns genug. Beim Schreiben dieser Zeilen überkommen mich die Tränen. Ich weine wegen der Qualen, die diese Frauen erleiden mussten, und ich weine, weil ich nicht mutig genug war, um ihnen zu helfen. Ich möchte sie an dieser Stelle um Vergebung bitten: Es tut mir unendlich leid, dass ich mich nicht für euch geopfert habe, als es meine Aufgabe gewesen wäre.

*

Ich habe an diesem Tag viel nachgedacht und wusste, dass es vielleicht mein letzter Tag auf Erden sein würde. Ich würde diese Welt vielleicht hinter mir lassen. Ich rang mit dieser Erkenntnis, bis ich schließlich Klarheit hatte: In dieser Nacht war ich bereit, dem Tod ins Auge zu schauen, um zu leben. Mir war klar, dass die Fahrt über das Meer ein hohes Risiko darstellte und der Tod mitfuhr.

Wir mussten ungefähr sechs Stunden an diesem Ort irgendwo am Meer ausharren. Zu jeder vollen Stunde brachte ein neuer Kühllaster weitere Ladungen, bis wir schließlich über 1000 Menschen waren und es hieß, in der Umgebung wären noch mehr versteckt. Dann fuhren plötzlich vier leere Kühllaster vor, die uns zu einem dreistöckigen Gebäude in Zuwara transportierten, das sich noch im Bau befand. Es war ein riesiges, weitläufiges Haus mit Blick aufs Meer.

Die Frauen wurden im Erdgeschoss untergebracht, die Männer auf die zweite und dritte Etage verteilt. Es war schon gegen vier Uhr morgens. Ohne dass die Schleuser etwas sagen mussten, war uns daher klar, dass die Überfahrt verschoben worden war. Die Stimmung im Haus war gedrückt, niemand wusste, was uns erwartete.

Am nächsten Mittag kam einer der Schleuser und erklärte, dass sie die Fahrt wegen der ungünstigen Wetterverhältnisse verschoben hatten. Seine Begründung war merkwürdig, denn wir wussten genau, dass den Schleusern das Wetter vollkommen egal war. Der Schleuser bot uns zudem Rettungswesten an, für die wir jedoch 50 Euro zahlen sollten. Die Summe musste natürlich im Voraus bezahlt werden. Alle zwölf aus meiner Gruppe gaben ihm das Geld und der Schleuser machte sich auf den Weg, um sie zu holen – zumindest behauptete er das.

Als er nach einer Weile immer noch nicht zurückgekommen war, riefen wir ihn an. Er versicherte uns, er

würde uns die Westen kurz vor dem Aufbruch am Strand geben. Gegen sieben Uhr abends kamen die Schleuser dann erneut mit ihren Kühllastern, um uns, nach Herkunftsländern in Gruppen aufgeteilt, zurück an den Strand zu bringen.

Die Frauen, die am Vorabend von den Schleusern vergewaltigt wurden, durften allerdings nicht mit uns mit. Ihre Überfahrt wurde verschoben. Als wir losfuhren, schauten sie uns hinterher. In ihren Augen lag der Blick eines letzten und endgültigen Abschieds. Wir weinten, schrien und flehten die Schleuser an, die Frauen mit uns fahren zu lassen. Sie taten mir unendlich leid, aber es gab nichts, was ich tun konnte. Die Schleuser hatten uns vollkommen in ihrer Gewalt. Die Schleuser schlossen die Tür des Kühlraums und der Laster setzte sich in Richtung Strand in Bewegung. Danach habe ich diese Frauen nie wieder gesehen.

Nachdem wir am Strand angekommen waren, warteten wir auf den Schleuser mit den Rettungswesten. Das Warten war vergebens, er hatte uns angelogen und betrogen. Aber wir wussten auch, dass unser Überleben ohnehin allein in den Händen des Allmächtigen lag. Heißt es doch im Koran: „Wer auf Allah vertraut, dem genügt Er.“ Wir würden auch ohne Rettungswesten überleben, so es denn Allahs Plan für uns war. Denn im Koran steht auch: „Auf Allah verlassen sich die Gläubigen.“

Etwa 100 Meter vom Meer entfernt standen ganz in unserer Nähe Kartons mit Wasser und Saft. Einer der Schleuser wies uns an, jeweils einen zu nehmen und dann damit ins Meer zu gehen. Wir taten, was er gesagt hatte, und liefen Richtung Meer.

Als wir näher ans Wasser herankamen, sahen wir in weiterer Entfernung ein Licht auf dem Meer. Es war unser Boot für die Überfahrt. Direkt am Wasser standen mehrere

schwer bewaffnete Schleuser, die uns antrieben, schneller zu machen und ins Wasser zu waten.

Mit den Kartons auf der Schulter liefen wir ins eiskalte Wasser. Als wir rund 200 Meter ins Meer hinein gewatet waren, ging uns das Wasser schon bis zur Brust. Wir bekamen es mit der Angst zu tun und hielten an. Dann tauchten aus der absoluten Dunkelheit plötzlich zwei kleine Schnellboote der Schleuser auf, die aus der Richtung des Lichtkegels auf uns zukamen.

Die ägyptischen Schlepper auf den Schnellboten hievten uns hinein, bis auf jedem Boot fast 40 Menschen waren. Dann fuhren wir in Richtung des Lichts. Weil die kleinen Boote völlig überladen waren, schwappten die Wellen ins Innere und wir mussten das Wasser aus dem Innenraum schöpfen. Fast wären wir untergegangen, aber zum Glück erreichten wir das große Schiff für die Überfahrt gerade noch. Allerdings mussten wir nun erkennen, dass es uralt war.

Mithilfe eines Seils stiegen wir an Bord. Oben angekommen warteten bereits fünf weitere ägyptische Schleuser, die uns sofort unter Deck brachten. Das Schiff hatte zwei Hohlräume, in denen normalerweise Fisch gelagert wurde. Die Schleuser verteilten jeweils 100 Personen auf einen Raum. Wir konnten kaum atmen, so stickig war die Luft im Raum. Zum Glück hatten wir das Wasser dabei. Wir schütteten es uns über den Kopf, um nicht das Bewusstsein zu verlieren. Der knapp 50 Quadratmeter große Raum hatte nur einen einzigen Zugang. Er war der einzige Weg rein und raus und darüber hinaus die einzige Frischluftzufuhr. Wir versuchten, aus diesem Grab wieder herauszukommen, aber die Schleuser hatten den Zugang bereits versperrt. Wir protestierten und schrien lautstark, denn wir hatten alle Angst in diesem Loch zu sterben.

Ich weiß nicht, wie viele Menschen letztendlich tatsächlich im Inneren des Schiffs erstickt sind, aber nicht wenige von uns waren in einem sehr, sehr schlechten Zustand. Das galt ganz besonders für die Kranken, die Alten sowie die Frauen und Kinder.

Es begann ein Hauen und Stechen um die Plätze in der Nähe der Luke, durch die frische Luft in den Raum kam. Nicht alle hatten die Kraft und die nötige Energie, um sich bis dorthin durchzukämpfen. Jeder sehnte sich danach, nur kurz im Strom der Frischluft zu stehen und wenigstens einmal tief durchzuatmen, um nicht zu krepieren.

Ich war so entkräftet, dass ich nicht mehr richtig hören und sehen konnte. Ich war sogar zu schwach, um meine Hand zu heben oder meine Füße zu bewegen. Allah sei Dank war mein Freund Gamar bei mir und rettete mir das Leben. Er blieb an meiner Seite und wann immer es ging, holte er Wasser und ließ es mir über den Kopf laufen, damit ich wach blieb.

Wer versuchte, nach oben an Deck des Schiffs zu gelangen, fing sich von den ägyptischen Schleusern heftige Schläge auf den Kopf ein. Ihre eigentliche Hauptaufgabe war es aber, uns ihm Hohlraum so zu verteilen, dass wir keine Schieflage bekamen.

Gegen 3:30 Uhr am Morgen des 1. August, sechs Stunden nachdem die Schleuser begonnen hatten, das Schiff zu beladen, waren wir 651 Menschen an Bord und kein einziger Platz war mehr frei. Dann verließen die ägyptischen Schleuser das Schiff, stiegen in ihre Schnellboote und machten sich in Richtung Strand davon. Die libyschen Schleuser hatten uns lediglich an den Strand gebracht. Danach hatten die Ägypter ihren Teil des Jobs ausgeführt und uns auf das Schiff verfrachtet.

Bereits kurz nachdem die Schleuser ihre Aufgabe erledigt hatten und die Luke zum Deck wieder geöffnet hatten, setz-

ten wir uns in Bewegung. Das Schiff schaukelte nach links und rechts, während wir einen letzten Blick auf die Schleuser und Libyen warfen.

Ich musste weinen. Einerseits vor Glück, immerhin ließ ich Libyen hinter mir, das in den 19 Monaten, die ich dort verbracht hatte, größtenteils ein einziger Albtraum gewesen war. Andererseits war ich traurig und weinte in der Sorge, dass wir vielleicht schon bald sterben würden und ich meine Mutter, meinen Vater, meine Geschwister, meine Verwandten und auch meine Freunde und Bekannten nie wieder sehen würde. An sie alle dachte ich in dem Bewusstsein, dass ich sie an jenem Tag vielleicht verlassen würde.

Das Schiff kämpfte so sehr mit den Wellen, dass ich das Gefühl bekam, den Verstand zu verlieren oder ohnmächtig zu werden. Ich fragte mich in diesen Momenten, was mich dazu gebracht hatte, all das auf mich zu nehmen und mich auf diese unendlichen Weiten zu begeben.

Um uns herum war weit und breit nichts zu sehen, außer dem Blau des Himmels und des Meeres, die zuweilen zu verschmelzen schienen. Wanderte der Blick nach links oder rechts, konnte es aber passieren, dass er plötzlich einen lächelnden Säugling oder eine schwangere Frau im siebten oder achten Monat traf, die sich vor Schmerzen krümmte.

Ich versuchte so stark zu sein wie möglich. Anstatt zu zweifeln, vergewisserte ich mich meines Glaubens und bemühte mich, mit aller Kraft durchzuhalten. Doch all das änderte eines nicht: Unser Leben hatten wir nicht mehr in der Hand, es gab kein Entkommen mehr. Wir mussten den Tatsachen ins Auge sehen, dass man uns entweder retten würde oder wir ertrinken müssten.

So fuhren wir bis zum Mittag über das Meer. Auf dem Meer sahen wir nichts, außer gekenterte Flüchtlingsboote und Kleidungsstücke, die auf der Wasseroberfläche trieben.

Um sie herum kreisten weiße Haie, während unserem Schiff Delfine folgten, die fröhlich auf den Wellen zu tanzen schienen.

Vor lauter Durst begannen wir mit Hilfe unserer Kleidung Salzwasser aus dem Meer zu trinken. Wir tunkten den Stoff ins Wasser, um ihn dann auszuwringen. Der Salzgehalt des Meerwassers war allerdings sehr hoch und es hatte einen bitteren Geschmack.

Gegen Mittag sahen wir in einigen Meilen Entfernung große Handelsschiffe, aber sie machten keinerlei Anstalten, uns zu retten. Zum Glück hatten unser Steuermann und sein Gehilfe ein Satellitentelefon dabei, mit dem sie die Seenotrettung kontaktierten. Der Gehilfe sprach perfekt Italienisch. Aber die Seenotrettung konnte uns nicht orten. Sie versicherten, dass sie ein Suchflugzeug losschicken würden. In der nächsten Stunde tat sich jedoch nichts, kein Flugzeug war in Sicht. Also kontaktierte der Gehilfe erneut die Seenotrettung über das Satellitentelefon, dessen Batterie langsam zur Neige ging. Sie erkundigten sich, ob es irgendetwas Auffälliges in unserer Nähe gäbe, mithilfe dessen unser Standort bestimmt werden könnte. In der Tat befand sich nicht weit von uns eine kleine Bohrinself. Anhand dieser Information könnten sie uns sicherlich finden, funkten sie zurück. Wir sollten den Kurs beibehalten und durchhalten, sie würden weiter nach uns suchen, bis sie uns geortet hätten. Nur kurze Zeit später hörten wir schon das Geräusch eines Flugzeugs über unseren Köpfen. Uns fiel ein riesiger Stein vom Herzen. Während einige vor Freude tanzten oder wild gestikulierend um Hilfe riefen, mussten andere vor Erleichterung weinen.

Jeder von uns freute sich auf seine eigene Art und Weise und wir waren so ausgelassen, dass wir beinahe das Boot zum Kentern gebracht hätten. Auch unser Steuermann und

sein Gehilfe mischten sich unter uns. Angeblich war der Treibstoff ausgegangen, aber ehrlich gesagt, bezweifle ich das. Ich denke, dass sie wahrscheinlich Angst hatten, verhaftet zu werden und deshalb die Brücke verließen und sich uns anschlossen. Das taten sie aber erst, nachdem der Gehilfe des Steuermannes das Satellitentelefon ins Meer geschmissen hatte. Dass sie das Steuer verlassen hatten, brachte uns in eine missliche Lage. Wir fuhren nicht mehr zielgerichtet, sondern folgten nur noch der Strömung und den Wellen.

Als auch das Flugzeug abdrehte, waren wir verunsichert. Das Schiff trieb manövrierunfähig im Meer und der Steuermann weigerte sich, wieder ans Ruder zu gehen. Obendrein hatte der Durst bereits viele von uns ausgelaut, die Kinder schrien und die Mütter weinten. Alle an Bord hatten Angst. In diesem Moment beteten wir alle – unabhängig von Religion, Hautfarbe, Nationalität, Muttersprache, Ethnie und Kultur – zu ein und demselben Gott, denn wir wussten, unser Schicksal lag in seiner Hand.

17 Stunden waren wir bereits auf dem heruntergekommenen Kahn, als sich uns kurz vor Sonnenuntergang ein Handelsschiff unter türkischer Flagge näherte und dann mehrmals abdrehte, nur um sich erneut zu nähern. Während uns das türkische Schiff mit einem Sicherheitsabstand vorsichtig folgte, hatte unser Kahn bereits schwer mit den Wellen zu kämpfen und lag zusehends tiefer im Wasser. Dann tauchte plötzlich ein weiteres Schiff auf, das unter der Flagge der Europäischen Union und Italiens fuhr. Da wussten wir, dass unsere Rettung nur noch eine Frage der Zeit sein würde.

Es war eine surreale Szenerie: Vor lauter Erleichterung umarmten wir uns gegenseitig und wieder fingen einige an, vor Freude zu weinen oder zu tanzen, während andere

in schallendes Gelächter ausbrachen. Ein paar Menschen an Bord waren aber auch dem Verdursten schon so nahe, dass sie das Bewusstsein verloren hatten. Ich wusste jedoch, dass es noch nicht Zeit zum Jubeln war. Erst einmal mussten wir gerettet werden. Sobald ich auf dem Rettungsschiff wäre, würde all die Anspannung von mir abfallen und das Glücksgefühl könnte mich durchströmen. Aber erst dann, denn ich wusste, dass auf den Flüchtlingsbooten viele ausgerechnet während der Bergungsoperationen ertranken.

Das Schiff ließ zügig zwei schnelle Rettungsboote zu Wasser, die sie dann mit Schwimmwesten beluden. Dann näherten sie sich uns von beiden Seiten. Sie versuchten, beruhigend auf uns einzuwirken, um uns dazu zu bringen, uns gleichmäßig an Bord zu verteilen. Damit wollten sie verhindern, dass das Schiff Schlagseite bekommt.

Aber keiner von uns konnte ruhig bleiben. Alle wollten zuerst gerettet werden und unternahmen alles, um die Retter auf sich aufmerksam zu machen. Zum Glück hatte die Rettungsmannschaft viel Erfahrung mit solchen Situationen. Sie teilten als Erstes die Schwimmwesten strategisch unter uns auf und begannen dann mit der Bergung, einer nach dem anderen. Zuerst die Frauen und die Kinder, dann die Männer. Weil wir so viele waren, mussten sie die Geborgenen letztlich in zwei Gruppen aufteilen. Dreiviertel von uns wurden auf das große Schiff unter der Flagge der Europäischen Union evakuiert. Die übrigen nahm das türkische Handelsschiff auf. Bevor sie sich mit uns auf den Weg machten, setzten sie noch das Boot in Brand, mit dem wir gekommen waren.

Man kümmerte sich auf dem Schiff sehr gut um uns, obwohl es offensichtlich war, dass es nur mit begrenzten Ressourcen ausgestattet war. Die Crewmitglieder leiste-

ten Erste Hilfe und versorgten uns mit Essen und Trinken. Sie taten alles, was in ihrer Macht stand, damit es uns so gut wie möglich ging und behandelten uns mit einer Güte und Menschlichkeit, die ich in Libyen nie erlebt hatte. Sie sprachen uns Mut zu und versicherten uns, dass wir alle wohlbehalten ankommen würden. Zwei Tage nach der Rettungsaktion, also vier Tage nachdem wir in die kalten Fluten des Mittelmeers gewatet waren, kamen wir auf der italienischen Insel Sizilien an.

Die zweite Gruppe brachte das türkische Handelsschiff auf die italienische Insel Lampedusa. Nachdem wir bei der Bergung getrennt worden waren, sahen wir sie nie wieder.

Jacques Mourad
mit Amaury Guillem

EIN MÖNCH IN GEISELHAFT

Fünf Monate in den Fängen des
Islamischen Staates



Jacques Mourad
Ein Mönch in Geiselhaft
Fünf Monate in den Fän-
gen des Islamischen Staates

180 Seiten
ISBN 978-3-96423-019-5

18,- €

21. Mai 2015: Zwei Dschihadisten des Islamischen Staates dringen in das Kloster Mar Elian ein und entführen den syrisch-katholischen Priester Jacques Mourad. Nach fünf Monaten der Gefangenschaft und Folter gelingt ihm mithilfe von muslimischen Nach-

barn die Flucht in die Freiheit. Während dieser fünf Monate steht er dem Tod mehrmals sehr nahe.

Mourad erzählt von seinen Hafterlebnissen, den Misshandlungen durch den IS, aber auch von Gesprächen mit seinen Entführern.

Zwischen diesen eindrucksvollen Schilderungen blickt Mourad auf seine Kindheit und Jugend in Aleppo, seine Berufung als Priester sowie auf seine Alltagserfahrungen mit Muslimen zurück.

Mourad appelliert an uns, die Prinzipien der Gewaltlosigkeit, der Begegnung und der Vergebung zu leben, um eine friedlichere Welt zu schaffen.

Jacques Mourad ist ein syrisch-katholischer Mönch, der bis zu seiner Entführung durch den IS dem Kloster Mar Elian in Syrien vorstand und sich dort für den interreligiösen Austausch engagierte.

Navid Kermani widmete 2015 seine Dankesrede zum Friedenspreis des Deutschen Buchhandels Jacques Mourad und seinem Kampf um Versöhnung zwischen den Religionen.

Arete Verlag • Osterstr. 31-32 • 31134 Hildesheim • www.arete-verlag.de

Schauen Sie doch öfter nach Leseproben vorbei!

Sie finden alle verfügbaren Titel
unter

Downloads

verlag.de +++ Bis bald +++ www.arete-verlag.de +++ Bis bald +++ v

arete
Verlag